

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

294 (17.12.1932) Unterhaltung und Wissen

# Wunderkautschuk und Wüste



## Ein Orden aus Brasilien Von Maxim

denken; feiner durchschaute die durchsichtige Mystifikation. Als der Chef das Zimmer verließ, ohne seinen Sekretär zu beglückwünschen, wußte M., was die Glocke geschlagen hatte, doch es beunruhigte ihn nicht. Die Auszeichnung, wenn auch noch so unerwartet, war verdient, und Stolz drückte sich in seinen Mienen aus, als er den Stern probeweise einmal am Knopflack befestigte.

Anwischen wurde es dem guten Späßvogel E. doch etwas unbehaglich; der Scherz drachte gefährliche Dimensionen an. Der Geheimrat fand keinen Trost in der Hoffnung, binnen kurzem mit einer noch höheren Auszeichnung bedacht zu werden. Er besah seinen ausländischen Orden, und nun erhielt sein Sekretär einen — das verriet gegen alle guten Sitten! Es war nicht nur eine Beförderung seiner Verdienste, sondern auch eine Beleidigung! Jamm!

Eine Stunde später begab sich der Geheimrat zu einem Kollegen auf dem gleichen Fluß und zog ihn ins Vertrauen. Dieser Kollege betrachtete die Sache ruhiger und erklärte sie von vornherein als glatte Unmöglichkeit. Es konnte unmöglich eine Regierung wie die brasilianische einen solchen Verstoß gegen die ungeschriebenen Geetze riskieren. Ganz ausgeschlossen!

Nach einer Stunde später war der gute Späßvogel E. im Büro des Geheimen Rats und der Chef fühlte sich bemüht, auf die Auszeichnung des Sekretärs zu sprechen zu kommen. Da E. bereits gemerkt hatte, daß die Ordensauszeichnung schlimme Folgen haben würde, entschied er sich zum Geständnis und bekannte den Sachverhalt. Zum Schluß bemerkte er, daß ihm die Sache selbst höchst peinlich geworden sei; er habe natürlich keine Sekunde gezögert, daß der Scherz sofort erkannt werden würde.

Es war sein Glück, daß er diesen Schlußatz zu seiner Entschuldigung vortrug. Der Chef war außerdem froh, daß die Sache so harmlose Aus-

führung fand, und ließ den Sekretär kommen. Dieser hatte schon die ganze Zeit hindurch gewußt, daß es dem Chef sehr unangenehm wäre, wenn er den brasilianischen Orden annähme, und erwartete nichts anderes, als daß man ihn bewegen wollte, den Orden abzulehnen. Deshalb sagte er auch



gleich, bevor der Chef den Scherz enthüllen konnte, er werde die Auszeichnung ablehnen, weil die hohen Herren offenbar dagegen seien. Darauf erwiderte der Chef nicht weiter als: „Wir wollen darüber nicht weiter reden. Schicken Sie das Ding zurück!“

Ob der Sekretär den Orden wirklich zurückgeschickt hat, darüber ist nichts bekannt geworden.

### Lebensbedingungen des Regenwurms

Sehr häufig kann man in Regenwäldern tote Regenwürmer finden. Aus dieser Wahrnehmung wird allgemein die Auffassung abgeleitet, daß die Regenwürmer bei Regenwetter in den Pfützen ertrinken. Das ist jedoch nicht der Fall. Das Leben des Regenwurms findet auf eine ganz andere Art seinen Abschluß. In an sich nassem Erdboden, besonders in humusreichem Boden, verliert das eingedrungene Wasser sehr schnell den ihm geliebten Sauerstoff. Dadurch geraten die Regenwürmer in Atemnot. Sie suchen nun der Erstickungsgefahr dadurch zu entgehen,

daß sie im Erdboden weiterwandern und ununterbrochen ihren Aufenthaltsort wechseln. Aber auch das nützt ihnen auf die Dauer nichts, und der zunehmende Sauerstoffmangel treibt die Regenwürmer an die Erdoberfläche. Hier erwartet sie der Tod in anderer Gestalt, und zwar in Gestalt des Tageslichtes, das auf die über den ganzen Wurmkörper verteilten lichtempfindlichen Organe eine Reizwirkung ausübt, die nach bestimmter Zeit zum Tode führt. Der Regenwurm wird also dann regelrecht vom Lichte getötet. Es konnte beobachtet werden, daß im August schon eine ungefähr fünfminütige Einwirkung des Tageslichtes genügt, um einen Regenwurm zu töten.

### Ankunft im Süden

Es ist gleichgültig, woher man kommt; immer ist's ein Theaterstück voll Spannung, voll von Bühnenspektakeln, Glanzbeleuchtungen, Ueberraschungen und buntem Szenenwechsel. Der schönste Eintritt in Italien ist ohne Zweifel der von der Gotthardbahn her, wenn man im Spätherbst oder Vorfrühling kommt. Dann wird auch das Unwahrscheinliche zum Erlebnis. In der Nordschweiz ist alles im tiefsten Schnee verhüllt. Nebelgrau deckt den Viermalstücker See. Der Berggürtel von Goldau erweckt den Eindruck, als näherte man sich dem Eingang der Unterwelt. Tiefend nah liegen die gebirgigen Felsstrümmen bis dicht an die Schienen. Die Rehrummels steilen hinein in das Land der alten Helveten. Schutt, Schnee, Balken, Nebel, Kälte sind die Begleiter. Man erlebt, besagtem im Wagen sitzend, die Schrecken einer Hochgebirgstour. Endlich öffnet sich unter wirklich schwindlich hohen Bergen der schwarze Stollen des Gotthardtunnels. Es ist ein Ort, der täuschend einer Station im nördlichen Schweden gleicht.

Dann kommen die 26 Minuten Fahrt unter einem Berge, der buchstäblich 2000 Meter Felslast über unsere Köpfe türmt, und dann plötzlich blauer Himmel, heiterster Sonnenschein. Der Schnee ist im Tale weggeblasen; nur auf unwahrscheinlich hohen Gipfeln glänzt er augenschmerzhaft weiß in das tiefe Blau. Die Welt ist voller Farben. Airolo, Faedo, Valtagno, das alles rast vorbei. Fremdartige Bäume stehen zwischen den Steinmauern. Das sind Kastanien; Kastanien, sagt der naturkundige Begleiter. Weinbergen gehen die Hänge hinauf, und auf einmal sieht da dunkel und scham die erste Zypressen. In Lugano blüht es wie im Mai; fröhliches Leben lärm, als gäbe es in dieser Welt keine Sorge und Not — aber vorbei rast der Zug, auch an den letzten Nebenbahnen, in die die Alpen auslaufen. Die lange, einformige Ebene, eine Fabrikstadt — wenigstens von der Bahn aus sieht Mailand wie Magdeburg aus — ein breiter, träger Strom mit Auen wie daheim; der Po — und lange gerade Wasserarme — das sind Rieselfelder, sagt wieder unser Freund; dann zuerst laute Säbel, später in der Dämmerung schroffe, ebe, maldische Berge; ein häßliches Land, dieser ligurische Apennin. Doch man sieht jetzt nichts mehr; die Nacht ist hereingebrochen; der Zug jagt flüchtig hinunter; viele Lichter flammen auf, Ramine, Eisenwerke, wieder Fabriken — es gibt ja auch ein modernes Italien. Einen Augenblick hält man. „San Pier d'Arona“ schreien im schönsten Variation die Schaffner. Die große Unruhe entsteht, wie immer, wenn der Zug in die Endstation einfährt. Eine Riesenstadt — da, noch ein großer Tunnel unter sie gebaut. Dann ist man in Genova. Eine Minute später steht man auf einem großen Platz, umhüllt, umhüllt von einer Weltstadt, die ihren Geschäftseifer italienisch-melodisch hinausbrüllt. Aber man reißt sich die Augen. Was ist denn das? Da stehen ja mächtige Palmen auf der Straße. Ein ganzes Wäldchen von Dattelpalmen und fremden Tropengewächsen um ein schneeweißes Marmordenkmal. Ein stiller erster Mann winkt von seinem Sockel. Christoph Columbus. Und da: Da sitzen ja jetzt im Dezember Leute an weißen Tischen im Freien und essen Abendbrot wie wir im Juni in schöner Sommernacht. Es ist auch lau und lind, als wär' es im Mai.

### Die verheißene Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Kasar Nachl., Verlag, Berlin.

(52. Fortsetzung.)

Er konnte nur stammeln, was Marjorie auf das äußerste belustigte, um so mehr, als sie sich durch seine Verlegenheit sehr geschmeichelt fühlte.

„Aber eines muß ich schon sagen“, erklärte Marjorie, und diesmal lag eine Spur von Strenge in ihrem Ton, „du hättest wirklich schreiben oder Montag zu mir kommen können. Ich wartete den ganzen Abend, aber du kamst nicht und kamst nicht, und dann kam die letzte Post, und da war auch nichts für mich dabei, und da konnte ich es nicht länger aushalten, sondern schlich aus dem Haus und telephonierte in See Fell Bism an, und die alte Kage — Frau Pound heißt sie doch? — sagte, du seiest nicht zu Hause und sie wisse auch gar nicht, wann du kommen würdest.“

Ungefähr zu der gleichen Zeit, zu der Marjorie anrief, hatte Harold demutlos und in Handschuhen auf der Gefangenenpritsche von Herrn Bauers Hauptquartier gelegen.

„Nein“, sagte Harold, „ich konnte nicht. Ich — ich — oh — so höre doch eine Minute zu, Marjorie, ich wurde —“

„An der Stadt zurückgehalten“, sagte Marjorie und lächelte verschämt.

„Ich konnte das ja nicht ahnen“, sagte Harold. „Wirklich nicht. Ich dachte, ich käme zur gewohnten Zeit nach Hause. Als ich aber aus der Bank trat, warteten schon zwei Männer auf mich und —“

„Und so kamst du zu spät nach Hause“, fiel ihm Marjorie ins Wort. „Was, in aller Welt, hätte Harold darauf antworten sollen!“

Marjorie aber hatte einen so lieben und vertrauensvollen Blick, daß es Harold den Atem benahm. Ihre Hand glitt über seine

Brust, spielte mit dem Rockaufschlag, und natürlich strakten sich daraufhin Harold's Arme nach ihr aus und sie hingen aneinander, ohne daß noch ein Wort gesprochen wurde — alle Alptrückerinnerungen an Gummiknippel und Torturen verblassten in Harold, als ihre Lippen sich begegneten.

„O du Lieber, Lieber“, sagte Marjorie. „Ich habe mich ja so nach dir gesehnt!“

Das waren für eine lange, lange Zeit die letzten vernünftigen Worte.

Schließlich aber lag Marjorie an Harold's Schulter gelehnt und umklammerte mit beiden Händen seine Hand.

„Liebster“, sagte Marjorie, „ich muß dich etwas fragen.“

„Was denn?“ fragte Harold. Es gab nichts, was Marjorie ihn nicht ruhig fragen konnte — so ein glücklicher Liebhaber war er.

„Es ist mir gar nicht angenehm, das zu fragen“, sagte Marjorie, „wirklich nicht. Ich hab dich schon, mit mir aufs Land zu fahren, ich rief telephonisch an, ich kam heute abend zu dir — nein, ich will dich nicht fragen.“

„Aber was ist es denn?“ fragte Harold und lehnte dann noch ein ungeschicktes und ungewohntes „lieber Schatz“ hinzu. „Sag es doch. Ich antworte dir sicher — Schatz!“

„Ich möchte gern wissen“, sagte Marjorie schüchtern, „ob du mir den Hof machst oder ob du mich heiraten willst.“

„Ach du meine Güte!“ sagte Harold. Er war sich bis jetzt über den Unterschied zwischen beidem noch nicht klar gewesen.

„Ich möchte es nur wissen“, fuhr Marjorie fort. „Ich — ich —“

„Aber beides, Geliebte, beides“, sagte Harold. Das war wohl schwerlich die Wahrheit, wenn man bedenkt, daß ihm beides eigentlich gleich fremd war — aber wenn Marjorie so ihren liebenden Blick in seine Augen bohrte und ihren ungläublich zarten Leib in seine Arme legte, dann wußte Harold nicht ganz, was er sprach; immerhin war er

geneigt, diesen lebenswürdigen kurzen Ausdruck von sich zu geben.

„Ach, du Geliebter“, sagte Marjorie, und dann ertrank das Gespräch wieder für eine Weile. Als es wieder an die Oberfläche kam, sagte Marjorie:

„Weißt du, Schatz, es ist nämlich wegen des Hauses. Es soll nämlich wegkommen, Lante will, daß ich es verkaufe.“

„Will, daß du es verkaufst?“

„Ja, Süßer, es ist nämlich mein Haus. Ich erbe es von meiner Mutter.“

„Oh“, sagte Harold, und mit einemmal begann sein Gehirn auf eigene Faust wild zu arbeiten.

„Und dazu habe ich auch noch zwanzig Pfund im Jahr“, sagte Marjorie und goß Öl ins Feuer.

„Ich möchte das Haus nicht verkaufen“, fuhr Marjorie fort, „wenn — wenn wir heiraten wollen. Es ist ein entzückendes kleines Haus und gerade recht für — für ein jungverheiratetes Paar. Möbel und alles andere sind da. Sie gehören mir auch, und da wäre es doch zu dumm, das alles zu verkaufen, damit wir dann, wenn wir heiraten, alles wieder neu anschaffen können.“

„Selbstverständlich“, sagte Harold. Sein Hirn arbeitete rasender denn je.

„Wann — wann — also wann willst du eigentlich heiraten?“ fragte Marjorie.

Harold dachte noch einen Augenblick lang nach. Denn in diesem spannenden Moment war ihm auf einmal eingefallen, daß seit dem letzten Januar sein Gehalt in der Bank die kümmerliche Grenze überschritten hatte, durch die die Bank ihre Angelegten vor verfrühten Eben bewahren wollte. Außerdem war er fünfundsiebenzig — hatte also auch die Altersgrenze überschritten.

„Wann möchtest du gern, Schatzchen?“ fragte Harold mit einem letzten Rest von Vorsicht und Angst vor Verantwortung.

„Ich weiß nicht“, sagte Marjorie — sie

mochte wohl den Gedanken, die jetzt in beider Köpfe spukten, nicht gern Worte verleihen. Sie sahen einander an.

„Ich könnte ja natürlich das Haus zuerst frisch instandsetzen lassen“, sagte Marjorie, „aber — aber — ich will nun einmal nicht bei Tante Mabel wohnen.“

Harold versuchte logisch zu denken, und auf logischem Wege konnte er einzig und allein zu dem Schluß gelangen, daß auch nicht der geringste Grund gegen diese Heirat vorlag.

Es widerstrebte ihm aber, sich gleich zu entschließen. Allerdings kam es ihm gar nicht so besonders unsinnig vor, daß er, nachdem er gestern nacht in einer siebzig Fuß hohen Dachtraufe seinen Hals aufs Spiel gesetzt hatte und heute in Marjories Armen lag, morgen ein verheirateter Mann sein sollte.

Und hatte Marjorie denn nicht auch noch dazu zwanzig Pfund im Jahr und ein eigenes Haus? Das war schon an sich eine große Verlockung für Harold's spießbürgerliche Seele — obwohl er sich der Antikonsequenz genau bewußt war, mit der er erst fünfzigtausend Pfund von sich geworfen hatte, um sich jetzt durch ein Haus in Verführung führen zu lassen. Plötzlich aber schoß ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf, und er sprach ihn aus, ehe er selbst recht wußte wie.

„Herr des Himmels“, sagte Harold, „Frau Pound hat mir ja heute morgen gefündigt.“

„So mußst du dir also eine neue Wohnung suchen?“

„Neuerliches Schweigen. Aber Marjorie beherrschte die Situation jetzt wohl bis ins Letzte.“

„Ich möchte gern ein bißchen indiskret sein“, sagte sie. „Darf ich?“

„Aber selbstverständlich“, sagte Harold. Er war ganz erschüttert, daß ein Mensch auf der Welt einiges Zartgefühl zeigte, wenn es galt, sich nach seinen Privatangelegenheiten zu erkundigen.

„Nun, wieviel Geld hast du?“

„(Fortsetzung folgt.)“